

Die methodischen Grundsätze des Vitus Anton Winter in seiner „Aeltesten Kirchengeschichte von Altbaiern, Oesterreich und Tyrol“

Von Franz Xaver Haimerl, Dillingen

VITUS ANTON WINTER (1754—1814) hat als Liturgiker eine quellenmäßig gut fundierte, umfassende Darstellung gefunden¹⁾. Über den Kirchengeschichtler Winter aber berichten nur gelegentliche Hinweise in Nachschlagewerken²⁾ und zusammenfassenden Arbeiten³⁾. Sie genügen jedoch, eine weitere Ausbeute des in Betracht kommenden Materials wissenschaftlich ertragreich erscheinen zu lassen, und regten dazu an, sich näher damit zu befassen. Und als von der Schriftleitung dieser Zeitschrift die Einladung zur Mitarbeit an der mit dem hohen Geburtstag fälligen Festschrift erging, drängte sich in der Auswahl eines passenden Stoffes eine Beziehung zwischen einem neueren wissenschaftlichen Forschungsfeld des zu Ehrenden und meinen letzten Studien auf. Zur Verleihung akademischer Grade wählte der verdiente Historiker in jüngster Zeit mit sichtlicher Vorliebe Themen aus der Zeit der Aufklärung und ihrer Überwindung und rückte dabei die Kirchengeschichtsschreibung in ihrer eigenen Entwicklung in den Vordergrund. Dazu kam eine deutliche Blickrichtung auf den bayerischen Raum, seitdem ihm hier nach vielem Ungemach eine neue Heimat geworden war. So hoffe ich zum Festtag mit einer literarischen Gabe über eine Persönlichkeit aufwarten zu dürfen, die der Zeit der Aufklärung entstammt, für die Kirchengeschichtsschreibung von Bedeutung ist, dem bayerischen Raum angehört und sich der Erforschung und Darstellung seiner Geschichte widmete. Dem zur Verfügung stehenden Platz entsprechend erfolgt, wie das Thema zeigt, eine Beschränkung auf ein einzelnes Stück des kirchengeschichtlichen Nachlasses Winters, das aber für ein Gesamtbild wesentliche Züge abgibt.

Die „Aelteste Kirchengeschichte von Altbaiern, Oesterreich und Tyrol“, die in dem vorliegenden ersten Band die voragilolfingische Periode behandelt, erschien erst, als Winter lehramtlich aus seinem Fach ausgeschieden war und Katechetik, Liturgik und Patrologie las. Der Wechsel war folgendermaßen vor sich gegangen. Von 1795 bis 1799 hatte Winter an der Universi-

1) Vierbach Albert, Die liturgischen Anschauungen des Vitus Anton Winter, in Münchener Studien zur historischen Theologie 9, München 1929.

2) Lauchert Friedrich, Winter Vitus Anton, in ADB 43, 475; Weigl Eduard, Winter Veit Anton, in KirchlHL 2, 2744; Ders., Winter Veit Anton, in LThK 10, 939 f.; Dannenbauer Heinrich, Winter Veit Anton, in RGG² 5, 1954 f.

3) Scherer Emil Clemens, Geschichte und Kirchengeschichte an den deutschen Universitäten, Freiburg 1927, 461. Von Zinke Karl, Zustände und Strömungen in der katholischen Kirchengeschichtsschreibung des Aufklärungs-Zeitalters im deutschen Sprachgebiet, Breslauer Dissertation 1933, ging laut frdl. Mitteilung des Verfassers der im Manuskript verbliebene Teil, der Winter berücksichtigt, im zweiten Weltkrieg verloren.

tät zu Ingolstadt „Kirchengeschichte und ihre Literärgeschichte“ sowie „Besondere Geschichte der heiligen Väter oder historische Patrologie“ gelesen⁴⁾. 1799 war es zu einer Neuorganisation der Universität gekommen. Mit dieser Neuordnung war auch eine Verkürzung des Studiums der Kirchengeschichte und deren Verbindung mit dem Kirchenrecht gegeben. Damit hatte sich Winter nicht befreunden können und mit diesem Zeitpunkt Katechetik, Liturgik und zunächst noch angewandte Moral oder Kasuistik übernommen⁵⁾, seit Verlegung der Universität nach Landshut im Jahre 1800 auch Patrologie. Dazu hatte er bis zum Winterhalbjahr 1808/09 „Besondere bayerische Religions- und Kirchengeschichte“ gelesen⁶⁾. Seinem Fach war er in der Forschung und literarischen Betätigung treu geblieben⁷⁾ und 1804 wegen seiner Verdienste um die Erforschung der ältesten bayerischen Kirchengeschichte von der Akademie der Wissenschaften in München zum korrespondierenden Mitglied der historischen Klasse ernannt worden⁸⁾. 1813 gab er schließlich bei der Weberschen Buchhandlung in Landshut das Werk heraus, das Gegenstand unserer Untersuchung ist.

Winter sieht eine seiner Hauptaufgaben als Historiker in der Erfassung der geschichtlichen Probleme, in der Begründung der eigenen Anschauung und in der damit verbundenen Widerlegung der Meinungen anderer. In der Vorrede legt er diese Grundhaltung ganz programmatisch dar (S. VI). Mit fast den gleichen Worten tritt er nach der Beschreibung seiner Quellen, auf die wir noch eigens eingehen werden, an die Problematik seines Sachgebiets heran (S. 39). Die ganze Anlage des Werkes läßt den Reichtum an behandelten Problemen erblicken. Die Formulierung des Buchtitels, der dem Ganzen den territorialen Grundriß gibt, zeigt das Verständnis des Verfassers für alle damit zusammenhängenden Fragen. Er war sich darüber klar, daß er sich bei der Darstellung der Frühgeschichte der bayerischen Kirche nicht innerhalb der „engen Grenzen“ des Landes halten durfte, wie sie zu seiner Zeit bestanden, sondern daß er darüber hinaus auch Österreich und Tirol einbeziehen und seine Kirchengeschichte auf die römischen Provinzen Rätien (mit dem alten Vindelizien) und Norikum ausdehnen mußte (S. 3, 58). Durch ein bloßes „Zusammenleimen“ konnte er sich nicht befriedigen. Auf eine innerlich geschlossene Geschichtsdarstellung hatte er es abgesehen. Daß er die Problematik in dieser Weise aufgriff und ihr trotz vieler Schwierigkeiten nicht aus dem Wege ging, muß für die damalige Zeit besonders anerkannt werden.

Gar sehr ist es Winter darum zu tun, sich nicht mit längst gelösten Problemen abzugeben. In eventuell anfechtbaren Fällen rechtfertigt er ausdrücklich die Aufnahme des betreffenden Stoffes. Das eine Mal handelt

4) Vierbach a. a. O. 4.

5) Ebd. 4 f.

6) Ebd. 5.

7) 1805 erschien zu München ein Band „Vorarbeiten zur Beleuchtung der oesterreichischen und bayerischen Kirchengeschichte überhaupt und der Vor-Agilolfingischen Periode insbesondere“, dem 1809 ebd. ein zweiter folgte: „Vorarbeiten zur Beleuchtung der Baierschen und Oesterreichischen Kirchengeschichte überhaupt und der Agilolfingischen Periode insbesondere“. In letzterem Jahr veröffentlichte er ebd. eine „Geschichte der bayerischen Wiedertäufer im sechzehnten Jahrhundert“, 1809 und 1810 ebd. eine „Geschichte der Schicksale der evangelischen Lehre in und durch Baiern, bewirkt in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts oder Kirchen- und Staatsgeschichte von Baiern von dem Ausbruche der Kirchenreformation bis zu Wilhelms IV. Tode, aus den Urquellen bearbeitet, sammt einem diplomatischen Kodex“ in zwei Bänden. 1807 ist er in den Historischen Abhandlungen der königlich-bayerischen Akademie der Wissenschaften vertreten durch einen Beitrag über „Die drey großen Synoden der Agilolfingischen Periode zu Aschheim, Dingolfing und Neuching“.

8) Vierbach a. a. O. 5.

es sich um das sog. Regenwunder unter Kaiser Markus Aurelius. Einem etwaigen Einwand, der Glaube an das „Wunder“ sei doch längst „veraltet und also auch verloren die Mühe“, die er zur Bekämpfung desselben aufwende, weiß er überzeugend zuvorzukommen. Er weist darauf hin, daß ein Rezensent des ersten Bandes seiner „Vorarbeiten“⁹⁾ in der Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung es ihm als „großes Versehen“ angerechnet habe, weil er von diesem „Wunder“ geschwiegen (S. VI f). Nicht unerwähnt soll bleiben, daß erst neuerdings gefragt wurde, ob die Erörterung dieses Gegenstandes etwas später, in der „Geschichte der Religion Jesu Christi“ des Friedrich Leopold zu Stolberg noch vonnöten war¹⁰⁾. Zweitens hält Winter ein „längeres Verweilen“ bei dem Martyrer Kassian von Imola für gerechtfertigt, weil derselbe Rezensent ihn als angeblichen Bischof von Seben auf seiner apostolischen Reise nach Passau kommen ließ. Seine Beschäftigung mit den Akten der hl. Afra sei ebenfalls wohl begründet. Denn erst in letzter Zeit habe ein „neuerer würdiger Gelehrter“, gemeint ist Placidus Braun¹¹⁾, deren Verteidigung unternommen (S. VII).

Mit der Überzeugung, daß den noch offenen Problemen nicht ausgewichen werden dürfe, Hand in Hand geht eine durchaus sachliche Ausrichtung der kirchengeschichtlichen Darstellung bei Winter. Bereits beim Aufgriff des Problems ist der Wille zur unbedingt sachlichen Stellungnahme und Lösung erkennbar. Beispielsweise sei gerade auf die mit dem eben erwähnten Afraproblem zusammenhängenden Ausführungen hingewiesen (S. 260—273). Der ganze Gang der Beweisführung, die Art und Weise, wie er seinem Partner Braun begegnet, die ruhige, schrittweise Widerlegung der Einwürfe zeugen für diese Grundhaltung. „So sehr ich den Mann verehere“, schreibt er zu Beginn seiner Darlegungen, „der uns mit den kostbaren Schätzen der Bibliothek des ehemaligen Reichstiftes von St. Ulrich und Afra zu Augsburg bekannt gemacht, darüber so viel Licht verbreitet und uns mit der Geschichte der dortigen Bischöfe beschenkt hat, so kann ich doch mit ihm in Hinsicht auf die Akten der hl. Afra nicht ganz eines Sinnes sein und ich glaube ihm meine volle Achtung nicht besser bezeigen zu können, als wenn ich meine Gründe den seinigen gegenüberstelle und ihm selbst und dem Publikum das Urteil überlasse.“ Weiter unten ist zu lesen: „Ich überspringe andere Einreden, weil Polemik in der Geschichte nicht gerne gelesen wird, und ich würde ganz geschwiegen haben, wäre ich nicht theils durch den Gegner, theils durch das Gewicht der Sache — da es hier um die Basis des Bisthums Augsburg zu thun ist — herausgefordert worden.“ Seine Ausführungen wollen „weder der Hochachtung des würdigen Gelehrten noch auch dessen Werke selbst zu nahe treten und ebenso wenig für Machtsprüche gelten . . .“. Sein Streben gehe dahin, „der Wahrheit näherzurücken“.

Was soll es anders bedeuten, wenn man dem Historiker dieses Prädikat „sachlich“ verleiht, als daß er das Wesentliche in seinem Fache trifft? Winter

⁹⁾ Hierzu und zu den im folgenden wiederkehrenden Zitaten vgl. Anm. 7.

¹⁰⁾ Scheffczyk Leo, Friedrich Leopold zu Stolbergs „Geschichte der Religion Jesu Christi“. Die Abwendung der katholischen Kirchengeschichtsschreibung von der Aufklärung und ihre Neuorientierung im Zeitalter der Romantik. Münchener Theologische Studien, Historische Abteilung 3, München 1952, 125.

¹¹⁾ Geschichte der Bischöfe von Augsburg I, Augsburg 1813, 11—20. Hinweise auf diese Kontroverse s. bei Bigelmair Andreas, Die Afrallegende, in Archiv f. d. Gesch. d. Hochstifts Augsburg I (1910) 175 u. Zinke a. a. O., Teildruck, Bernau bei Berlin 1933, 31 f.

ist es wirklich um das **Geschichtliche** zu tun, um die Erforschung und Darstellung der Entwicklung, um die Vermittlung der **Wahrheit** über die Vergangenheit. Um ihrer selbst willen betreibt er die wissenschaftliche Erarbeitung der Vergangenheit. Kategorien, die erst von außen her an die Tatsachen, an die Begebenheiten und Personen herangebracht werden müßten, verwendet er nicht. Er mißt mit in der Sache selbst liegenden Maßstäben. Er verfolgt nicht Zwecke, die als artfremd bezeichnet werden müssen, die außerhalb des Bereiches der Historie liegen. An der Kirchengeschichtsschreibung Winters lassen sich formale Tendenzen feststellen, die in jenen methodischen Hauptgrundsatz einmünden, der vom Historiker empirisches, genetisch-pragmatisches Vorgehen verlangt. Schon in seiner Einleitung schlägt Winter den richtigen historiographischen Ton an, da er es als seine Aufgabe bezeichnet, „von allen Veränderungen, welchen die Religion und Kirche Christi innerhalb der Grenzen Bojariens in der Urzeit unterlagen, ein ebenso treues als umfassendes Gemälde zu entwerfen“ (S. 1). Gelegentlich der Einteilung seiner Kirchengeschichte gibt er in dieser Einleitung folgende Begriffsbestimmung: „Die Geschichte der Kirche befaßt sich mit den Veränderungen in Hierarchie und ihren Abstufungen . . .“ (S. 7). Etwas weiter unten bezeichnet er wiederum als Aufgabe der Kirchengeschichte, daß sie mit den Veränderungen bekannt macht (S. 8). Der ganze Aufriß zeigt des Verfassers Verständnis für geschichtliche Entwicklung, seinen geschichtlichen Sinn. Die Anordnung des Stoffes erfolgt in sachlichen Querschnitten, denen chronologische Längsschnitte eingefügt sind. Dazu gibt Winter in verschiedenen Abschnitten „pragmatische Überblicke“. So stellt er bei der Ausbreitung des Christentums die „Haupt- und Nebenpersonen“ heraus, die „auf der Schaubühne auftreten“, untersucht ihre Beweggründe und die Mittel, deren sie sich bedienten, und zeigt die Ursachen auf für die rasche Verbreitung des Christentums (S. 95 ff). Ähnlich verfährt er bei den Verfolgungen (S. 144 ff). Es genüge nicht, zu wissen, daß die Religion und Kirche in diesem oder jenem Zeitalter mit Drangsalen zu kämpfen hatte. Die Geschichte müsse auch die handelnden Personen ans Licht stellen, müsse uns in ihrem Innersten die Beweggründe lesen lassen, die ihren Haß gegen die christliche Religion anfachten. Sie müsse uns überdies mit den Mitteln bekannt machen, mit welchen diese die Religion auszurotten suchten, und ebenso mit den Wirkungen, die der Sturm der Verfolgung herbeiführte. Diese pragmatische Bearbeitungsweise tritt aber nicht nur in diesen eigens dazu bestimmten Absätzen zutage, sondern durchzieht das gesamte Werk. Die geschichtlichen Persönlichkeiten erscheinen bei Winter nicht als isolierte Figuren. Die geschichtlichen Tatsachen werden nicht zusammenhangslos aneinandergereiht. Gerade die Geschichte der Ausbreitung des Christentums (S. 54 ff) und seiner Verfolgung (S. 107 ff) gibt gute Gelegenheit für diese Darstellungsweise. Aber auch das innere Leben (S. 150 ff) stellt er gut genetisch und in seinen Zusammenhängen dar. Abgesehen von dem chronologischen Aufbau nimmt er jede Gelegenheit wahr, „Ursachen“ (S. 164 ff) und „Einflüsse“ (S. 215 ff) aufzuzeigen.

Durch diese Bearbeitung der Geschichte um ihrer selbst willen, durch die sachliche, dem Wesen der Geschichte als Ablauf von Entwicklungen entsprechende Ausrichtung unterscheidet sich Winter von den mei-

sten zeitgenössischen katholischen Kirchengeschichtsschreibern. Bei ihnen vermißt man im allgemeinen die rechte Auffassung von der auf diesem Gebiet zu leistenden Arbeit. Die Kirchengeschichtsschreibung erscheint nur als Mittel zum Zweck. Man sieht ihre Aufgabe gern darin, den andern Disziplinen zu nützen, ihnen den nötigen Stoff zu verschaffen¹²⁾. Winter ist die Aufhellung der für die geschichtliche Entwicklung bedeutungsvollen Probleme für das zu zeichnende Kirchenbild wichtiger, als alles, was die Aufklärer sonst in den Vordergrund ihrer geschichtlichen Betrachtung stellen. Sie verirren sich in für den Historiker ganz nebensächliche und direkt wesensfremde Blickrichtungen und haben es in erster Linie auf das Interessante abgesehen, auf das Merkwürdige, Wissenswerte¹³⁾, auf das Moralische und Erbauliche¹⁴⁾. Die ausgesprochenen Aufklärer verfolgen doch fast durchweg didaktisch-utilitaristische Zwecke und wollen mit dem dargebotenen Wissensstoff den Menschen bilden, erziehen, erbauen. Auch ihr Pragmatismus lag auf dieser Linie. Er entsprang dem Moralismus und Utilitarismus¹⁵⁾. Infolge solcher Zielsetzung ist ein besonderes Kennzeichen die Gesamtdarstellung der Kirchengeschichte. Monographien über einzelne Gebiete müssen als eine Seltenheit bezeichnet werden. Der ganze kirchengeschichtliche Stoff soll, und zwar zur leichteren Handhabung möglichst knapp, dargeboten werden¹⁶⁾. Diese Schriftsteller sind immer an der ganzen Geschichte „vom Ursprung bis auf gegenwärtige Zeiten“ interessiert¹⁷⁾. Wissensbereicherung soll ja erzielt werden. Die andersartige Einstellung Winters kommt in seiner gesamten literarischen Tätigkeit auf kirchengeschichtlichem Gebiet zum Ausdruck, in den bereits unter Anmerkung 7 aufgeführten, für seine Zeit und zum Teil auch heute noch wertvollen Einzeldarstellungen. In dem uns hier interessierenden Werk ermöglichte er sich durch die Beschränkung auf einen engeren Zeitraum ein um so intensiveres Eindringen in die ganze Problematik. Er hält sich bei den einzelnen Problemen je nach Bedarf entsprechend lang auf. Im Gegensatz zu der flüchtigen Gesamtschau, wie wir sie sonst damals vielfach finden, führt eben Winter eine gründliche Untersuchung der Einzelfälle durch. Diese, und nicht eine von andern übernommene systematische Anordnung war, abgesehen von der chronologischen Folge, maßgebend für den Aufbau. Die übrigen katholischen Kirchengeschichtsschreiber jener Zeit lieben eine schematische Übersicht, die aber vielfach nicht entsprechend ausgefüllt ist. Ihren Lehr- und Bildungszwecken entsprechend richteten sie ihr besonderes Augenmerk auf klare Gliederung und Periodenbildung. Ihr ganzes Arbeiten soll ja durch einprägsame Kürze der praktischen Verwendbarkeit dienen. Gewiß finden wir bei Winter nur ein Teilgebiet behandelt. Aber das ist es eben, was uns im Gegensatz zu den andern bei Winter berechtigt, in Zielsetzung und methodischer Durchführung von geschichtlichem Sinn zu sprechen, daß er sein Werk auf induktivem Wege aufbaute und nicht etwa nur ein Schema anlegte, gängiges Material in einen gängigen Rahmen zwängte. Den andern ist durch die Absicht, in Kürze ein umfassendes, dem Schema nach vollständiges Pensum zu bieten, die Möglichkeit genommen,

12) Scheffczyk a. a. O. 141 f.

13) Ebd. 138 ff.

14) Ebd. 142 ff.

15) Zinke a. a. O., Teildruck 65 f.

16) Scheffczyk a. a. O. 148.

17) Ebd. 139.

die geschichtlichen Tatsachen entwickelnd und in ihren Zusammenhängen darzustellen. Ihrer Geschichtsschreibung eignet ein statischer Charakter. Es handelt sich bei ihnen vorwiegend um Zustandsschilderungen, um einfache Aneinanderreihung der einzelnen geschichtlichen Begebenheiten. Deren übergreifenden geschichtlichen Zusammenhang aber vernachlässigen sie. Auf diese Weise wurde der Geschichtsschreiber schlechthin zum Referenten¹⁸⁾.

Die besprochene geschichtliche Ausrichtung und Arbeitsweise Winters erfuhre ihre entsprechende Unterbauung durch solide Quellenarbeit¹⁹⁾. In der Rede, die er bei der Aufstellung einer Büste des Ministers Montgelas als Rektor der Universität im Jahre 1812 hielt, und die vorliegendem Buche beigegeben ist, weist er darauf hin, daß ihm durch das Entgegenkommen des Ministers die vaterländischen Archive geöffnet wurden. Winter ging auf die Quellen zurück und wertete sie auch aus. Wir können auch in dieser Hinsicht einen Unterschied feststellen im Vergleich mit dem Großteil der katholischen Kirchengeschichtsschreiber von damals. Sie bieten zwar eine Zusammenfassung des Quellenmaterials in Anmerkungen und Randangaben. Aber dabei hat es auch in der Regel sein Bewenden. Zudem ist die Grenze zwischen Quellen und Bearbeitungen vielfach verwischt. Die „Quellenarbeit“ beschränkt sich vornehmlich nur auf Darstellungen aus späterer Zeit. Sammelwerke der unmittelbaren Vorzeit werden im allgemeinen abgeschrieben²⁰⁾. Winter zieht die primären Quellen heran und zitiert sie nicht nur, sondern verarbeitet sie wirklich. Die Ausbreitung des Christentums unter den Soldaten in der christlichen Frühzeit beweist er mit dem 37. Kapitel des Apologetikums Tertullians (S. 79 f). Bei der Darstellung der diokletianischen Verfolgung verwendet er die Kirchengeschichte des Eusebius und die Schrift *De mortibus persecutorum* des Laktanz (S. 111 ff). Die Erörterung des schon zitierten sogenannten Regenwunders unter Kaiser Markus Aurelius (S. 65 ff) überzeugt den Leser rasch davon, daß der Stoff nicht dritter Hand entnommen und die Quellen nicht nur angeführt sind. Er teilt diese in heidnische und christliche, und erstere wiederum in geschriebene und nicht geschriebene ein. Letzterer Art ist die Säule, die zu Ehren des Kaisers nach seinem Sieg über die germanischen Markomannen und Quaden auf der Piazza Colonna in Rom errichtet wurde. Von heidnischen Schriftstellern verwertet er Dio Cassius und Julius Capitolinus, von christlichen Tertullian und Eusebius, die er ausdrücklich als „die ältesten und ansehnlichsten Zeugen“ bezeichnet. In der Einleitung gibt er mit einem eigenen Absatz eine Übersicht über die wichtigsten Quellen (S. 13 ff) und läßt ihm noch drei weitere folgen die auf diesem Gebiet bereits geleisteten Vorarbeiten (S. 18 ff). Schon aus dieser Trennung ist ersichtlich, daß sich Winter des Unterschieds zwischen Quellen und Literatur bewußt war. Auch in dem Abschnitt „Kirchliche Lehre“ gibt er in einer Zusammenfassung Rechenschaft über die benützten Quellen (S. 152 f).

Der an Winter bisher gerühmte historische Sinn fand seine beste Ausprägung in einer musterhaften, für die damalige Zeit einzigartigen Quellenkritik

18) Ebd. 149.

19) Vgl. auch Scherer a. a. O.; Zinke a. a. O., Teildruck, Inhaltsangabe des Mskr. s.

20) Scheffczyk a. a. O. 151.

und -interpretation. Er begnügt sich nicht damit, den traditionellen Stoff einfach zu übernehmen. Immer ist bei ihm das deutliche Bestreben zu erkennen, ihn zu prüfen und von allem unechten Beiwerk zu reinigen. Seine Kritik beruht auf einer scharfen Durchdringung und umsichtigen Scheidung der Quellen. Ganz ernsthaft befaßt er sich mit der Entstehung der Quellen, prüft die Mentalität des Verfassers, seine Zuverlässigkeit, seine Glaubwürdigkeit. In der Auslegung der Quellen läßt er sich nicht von Gesichtspunkten leiten, die dem eigentlichen Zweck der Geschichtsschreibung zuwider sind. Wir haben es in dieser zweifachen Hinsicht lediglich mit der folgerichtigen Durchführung des im vorausgehenden gezeichneten geschichtlichen Verfahrens zu tun.

In der Vorrede legt er grundsätzlich seine kritische Einstellung dar und bekennt sich zu einer gründlichen Auseinandersetzung mit den Quellen, zu einer auf genauer Scheidung der Quellen beruhenden Arbeitsweise (S. IV 1). Mit einer ins Drastische übergehenden Anschaulichkeit schildert er in zwei Bildern sein Unternehmen. Er spricht von einem „seit Jahrhunderten aufgeführten und befestigten Gebäude der Fabeln“. Dieses mußte zerstört und sein Schutt weggeräumt werden, damit an seiner Stelle „das neue der Wahrheit“ errichtet werden konnte. Zweitens spricht er von einem „mit Unkraut besäeten Acker“. Er mußte vom Unkraut gereinigt, dieses samt der Wurzel ausgerissen werden, ehe man darauf Weizen bauen konnte. Der ganze Eifer des auf geschichtliche Objektivität abzielenden und dazu die Quellen scharf fixierenden Verfassers ist im folgenden, nicht mehr bildhaft gehaltenen Satz besonders stark spürbar: „Es mußten die vielen unterschobenen und eingeschobenen Dokumente, wodurch man den Mangel zuverlässiger zu ersetzen und ein trügliches Gemälde vergangener Jahrhunderte zu entwerfen suchte — wirklich: entworfen hat —, streng geprüft und als falsche Ware zurückgewiesen werden, ehe die Wahrheit aus den unverfälschten Denkmalen mit siegender Kraft sprechen oder auch nur hoffen konnte, gehört zu werden.“ Im Anschluß daran spricht er von einem Scheidungsprozeß zwischen dem Einheimischen und Aufgedrungenen, zwischen Gold und Schlacke, zwischen Licht und Finsternis und stellt sich in Gegensatz zu andern, die geneigt sind, „viel zu glauben und wenig zu prüfen“ (S. V).

Die Schwierigkeit der Quellenlage erörtert er auch in einem eigenen Absatz der Einleitung (S. 11 f). Fand an sich schon, so führt er ungefähr aus, die Frühgeschichte eines Volkes bzw. einer in ein Volk eindringenden Bewegung, wie das Christentum sie ist, in ihren ersten Stadien sowohl wegen der Unbeholfenheit in der Anwendung der Schriftzeichen als auch wegen der geringen Beachtung der noch unscheinbar wirkenden Verhältnisse nur spärlichen literarischen Niederschlag, so trugen die Zeitläufe noch ihren Teil dazu bei, das wenige, das aufgezeichnet worden war, am Fortbestand zu hindern. Aber das sei nicht das größte Übel, daß wenig Quellenmaterial zur Verfügung stehe, hätte man nur nicht versucht, die Lücken eigenmächtig zu schließen und den Mangel „echter Dokumente“ durch „willkürliche Erdichtungen“ zu ergänzen. Damit sei die Auffindung der Wahrheit erschwert, und die „höhere und strengere Kritik“ müsse alles aufbieten, „um das dichte Gewebe vom Wahren und Falschen zu zerreißen“. Abermals spricht er von einem langen Scheidungsprozeß, durch den das Gold

von den Schlacken gereinigt werden muß, mit denen es „geschäftige Leichtgläubigkeit“ vermengte. Insbesondere weist er auf die Schwierigkeit hin, bei den Lebensbeschreibungen der ersten Glaubensboten das Wahre vom Falschen zu trennen und deckt damit bereits eines seiner Hauptanliegen auf. Zum Schluß führt er Klage darüber, daß das Gebäude der Fabeln „durch das Alter selbst Festigkeit gewann“. Es müsse zerstört und auf seinen Trümmern jenes der Wahrheit errichtet werden. Wir erinnern uns an das schon besprochene Bild. Es darf hier bemerkt werden, daß Winter, aber ohne ermüdend zu wirken, gern frühere Wendungen aufgreift. Der beabsichtigte Zweck ist nicht verfehlt. Seine Sprachkraft gewinnt noch durch diese Nachdrücklichkeit.

In den folgenden, oben bereits erwähnten Absätzen mit der Übersicht über die wichtigsten Quellen und Vorarbeiten begnügt er sich nicht mit einer bloßen Aufzählung, sondern verbindet damit jeweils ein Werturteil. Für die Vorarbeiten fügt er zu diesem Zweck noch einen eigenen Absatz an. An die Spitze stellt er als eine Gruppe von Quellen die Lebensbeschreibungen der Heiligen und bekundet den ersten Willen zu einer kritischen Sichtung. „Da es hier“, so schreibt er, „der verdächtigen und unterschobenen Waare mehr als irgendwo giebt, so darf man die Auswahl der Materialien nicht anders als mit der Fackel der Kritik in der Hand treffen, wenn nicht der Grund unter dem aufgeführten Gebäude dahinschwinden soll.“ Und er fährt fort: „Indeß giebt es auch hier haltbaren Boden.“ Ein besonderes Gewicht legt er auf die Lebensbeschreibung des hl. Severin, die Eugippius verfaßte. In ähnlicher Weise nimmt er Stellung zu den Martyrerakten. Von den Dichtern dienen ihm Prudentius mit seinem Hymnus auf Quirinus und Venantius Fortunatus mit seinem Hinweis auf die hl. Afra als Quellen. Daß er noch auf unechten päpstlichen Schreiben aufbaut, insbesondere auf dem des Papstes Symmachus (498—514) an den Bischof Theodor von Lauriacum mit Verleihung des Palliums und Erhebung desselben zum Erzbischof und Metropolit von ganz Pannonien, entspricht dem damaligen Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis. Daß er in diesem schwierigen Punkt nicht darüber hinaus kam, wird man ihm nicht als ein Minus buchen dürfen.

Die Wertung der Vorarbeiten zeugt von einem besonderen Grad der Eindringungstiefe. Den Profangeschichtsschreibern, die in ihre Werke kirchliche Begebenheiten aufnahmen, kann er wegen der durchweg nur berührungsweisen und sporadischen Behandlung des Kirchengeschichtlichen und wegen der geringen Zuverlässigkeit keine gute Beurteilung zuteil werden lassen. Namentlich führt er Aventin, Brunner, Adelzreiter und Blanc an. Gemeinsam sei ihnen, daß „der Mangel einer strengeren Kritik beinahe immer sichtbar“ werde. Seine Absicht, gerecht Licht und Schatten verteilen zu wollen, gibt er dadurch zu erkennen, daß er auch das Lobenswerte, das dem einzelnen in anderer Beziehung eignet, hervorhebt und von dem „sonst sowohl in Hinsicht auf sein Alter als den inneren Gehalt und die schöne Latinität seiner historischen Arbeiten so schätzbaren Aventin“ spricht. Unter Berufung auf seine eigenen Vorarbeiten²¹⁾ rückt er ihm vor allem wegen der leichtgläubigen Aufnahme der Luciuslegende zu Leibe. Eine zweite Gruppe von Geschichtsschreibern hat ihre Verdienste. Er rühmt an ihnen, daß sie „es auf sich nahmen, die hie und da zerstreuten und nicht

²¹⁾ I, 90.

selten mit Staub bedeckten Dokumente an das Tageslicht zu ziehen und in ihren Sammlungen als Materialien zum Gebäude der vaterländischen Kirchengeschichte zu hinterlegen“. Eingehender würdigt er Wiguleus Hund, Andreas Felix von Öfele und Hieronymus Pez. Mit einem achtunggebietenden Feingefühl, in meisterhafter, nüchterner Abwägung gibt er ein Urteil über Hunds Metropolis Salisburgensis und über *Scriptores rerum austriacarum* von Pez. Unter Berücksichtigung der späteren Überholungen kann auch heute noch der Geschichtsschreiber damit einverstanden sein. Hunds Werk enthalte einen „reichen und nicht genug zu beachtenden Schatz von kirchlichen Dokumenten, die sich auf die Gründung und Verbreitung der christlichen Religion in Baiern und dessen Umgebungen beziehen“. Auch auf die Fortsetzung und Verbesserung des Werkes durch Christoph Gewold kommt er zu sprechen und legt dabei sein volles Verständnis dafür an den Tag, „daß in einer solchen Sammlung nicht alles von gleichem Werthe ist und sein kann, daß sich unter das Wahre viel Falsches einschlich“. An der Überarbeitung durch diesen hat er auszusetzen, daß er „noch viele Fehlritte zurückließ und oft mit Hund strauchelte“. Aber nochmals kommt Winters Wille zu objektiver Kritik an den geleisteten Vorarbeiten zum Ausdruck, da er fortfährt: „Indeß können diese Gebrechen den Sachkenner nicht hindern, das Ganze für eine glückliche und äußerst wünschenswerte Erscheinung in unserem Gebiete anzusehen.“ Seine Anerkennung rechtfertigt er durch die grundsätzliche Feststellung, daß ein und das andere verdächtige Dokument den Verdacht nicht auch auf die übrigen übertrage. Das Werk von Pez ist ihm ebenfalls wegen seines Reichtums an Dokumenten von Bedeutung. Die einzelnen Stücke verbreiten nach seinem Urteil „ungemein viel Licht“ über die Geschichte. Das Ganze habe den Vorzug, daß wir „alle zur Geschichte von Norikum gehörigen Dokumente beisammen finden, und daß einzelne davon dem Untergange entrissen wurden“. Angesichts dieses Werkes bedauert er, daß nicht schon früher solche Sammlungen gemacht wurden. Ungleichen Wert aber besäßen die Angaben über den Ursprung und das Alter der einzelnen Stücke sowie die Werturteile. Hier hält unser Historiker mit seinem Urteil nicht im geringsten zurück. Vor allem kreidet er dem Verfasser die hohe geschichtliche Einschätzung der Maximilianlegende an, die uns unten abermals beschäftigen wird. Derartige uneingeschränkte, leichtgläubige Hinnahme muß nach seinem Dafürhalten in jeder Hinsicht nachteilig sein. Wer „die Feile der Kritik“ nicht ansetze, werde irreführt. Bei der Überprüfung aber werde die Mühe nicht immer belohnt. Ermöglicht auch die Würdigung mancher Dokumente eine reiche Ausbeute, so „kann man doch nicht selten von einem und dem anderen nichts sagen und nichts beweisen, als daß sich aus demselben nichts beweisen läßt, und daß es also unbrauchbarer Stoff ist“. Und doch zeigt sich wieder die abwägsame Art Winters in der Kritik. „Indeß“, so schließt er diese Stellungnahme ab, „mag die Aufnahme desselben (= des Stoffes) dem Sammler, der nach Vollständigkeit rang, nicht verarget werden; nur hätte er das in Noten nie zuverlässig nennen sollen, was sich kaum bis zum Wahrscheinlichen erhebt oder was ganz offenbar das Gepräge der Erdichtung trägt“. Ohne unseren späteren Ausführungen über die Maximiliansfrage vorzugreifen, müssen wir hinzufügen, daß die schwierige Quellenlage die Lösung heute noch unmöglich macht. Es fehlen die historischen

Quellen, die uns in allem die letzte Gewißheit geben könnten²²⁾. Uneingeschränktes Lob spendet Winter Öfeles Scriptoris rerum boicarum. Wir erkennen wie so oft die warme innere Anteilnahme, mit der unser Historiker am Werke ist. Allem falschen Pathos abhold, wie er selbst bisweilen beteuert und wie seine ganze Methode bezeugt, läßt er hier die Gefühle sprechen. Die Wertschätzung, die er dem genannten Autor entgegenbringt, verbindet er mit immer wieder fühlbarer Liebe zum Heimatland. „Jeder Baier“, schreibt er, „dem sein Vaterland teuer ist und der die Geschichte, diese Lehrmeisterin des Lebens, zu würdigen weiß, wird die Asche dessen, der so viele interessante Materialien dazu lieferte, segnen.“ Hierauf unterzieht er eine dritte und vierte Gruppe von Geschichtsschreibern seiner Kritik. Unter ersterer faßt er jene zusammen, die zwar eine Menge von Dokumenten bringen, aber nicht nur in Form einer Sammlung, sondern bereits im Rahmen eines darstellenden Geschichtswerkes. An solchen hat er vornehmlich zu beanstanden, daß Quellengut und eigene Zutat nicht entsprechend gesondert sind, so beispielsweise an Markus Hansiz, der in seiner *Germania sacra* die Bistümer Lorch, Passau, Salzburg und Regensburg bearbeitet hat. Diese Unklarheit sei um so gefährlicher, als sich Hansiz nur zu oft den „Fehler der Leichtgläubigkeit“ zuschulden kommen lasse. Winter tritt verschiedentlich irrigen Auffassungen des Genannten, die auf dieser Linie liegen, entgegen. Besondere Gelegenheiten dazu bieten die Stellungnahme zu den Legenden vom angeblich apostolischen Ursprung der Kirche in Lorch (S. 59) und vom sogenannten Regenwunder unter Kaiser Markus Aurelius (S. 67) sowie die Erörterung der Luciustradition (S. 75). In seiner maßvoll kritischen Haltung ist aber auch in diesem Falle Winter weit davon entfernt, sich dem Brauchbaren in der Erforschung und Darstellung des Geschehenen zu verschließen und in Bausch und Bogen abzulehnen. Dem Werke des gelehrten Jesuiten eignet tatsächlich ein für seine Zeit ganz hervorragender Wert. Hat doch Hansiz als erster es unternommen, eine Geschichte deutscher Bistümer zu schreiben!²³⁾ So beendet Winter den Passus über Hansiz wie folgt: „Indeß hemmen diese Bemerkungen den Wunsch nicht, daß Hansiz wie die genannten Bistümer so ganz Deutschland bearbeitet haben möchte.“ Die vierte Gruppe von Kirchengeschichtsschreibern vermittelt keine Dokumente. Es wurde lediglich der Versuch gemacht, „unter Hinblick auf dieselben“ die ganze Kirchengeschichte des Vaterlandes oder auch einen Teil zu liefern. Unter dieser Gruppe richtet er sein Augenmerk besonders auf Peter von Osterwald²⁴⁾, der seit 1761 in München Direktor des kurfürstlich-geistlichen Rates war und als solcher ein Hauptförderer der kirchenpolitischen Reformen, auf den Theatiner Ferdinand Sterzinger und den Franziskaner Rogatus Holzner, Lektor in seinem Kloster zu Ingolstadt. Die ersten beiden übersetzten lediglich ein Werk aus dem Französischen unter dem Titel: *Chronologische Einleitung in die Kirchengeschichte*, ersterer mit einem Bande 1767, letzterer mit weiteren vier Bänden 1771 bis 1778, und schalteten für jedes Jahr das „Merkwürdige“ ein, das in der bayerischen Kirche geschah. Diese Zusätze entbehren nach

22) Vgl. Tomek Ernst, *Kirchengeschichte Österreichs I, Altertum und Mittelalter*, Innsbruck-Wien-München 1935, 29.

23) Pfeilschifter Georg, *Die St. Blasianische Germania sacra*, in *Münchener Studien zur historischen Theologie I*, Kempten 1921, 23 ff.

24) Doeberl Michael, *Entwicklungsgeschichte Bayerns II*, München 1928, 313 f; Doeberl Anton, Osterwald, in *LThK* 7, 822.

Winters Ermessen nicht nur der Zuverlässigkeit, sondern auch der Vollständigkeit. Die Ausführung blieb, wie er sich ausdrückt, weit hinter der Idee zurück. Nicht nur daß die Verfasser sich nicht um den Zugang zu den Archiven bemühten, keine primären Quellen benützten und nur von andern Schriftstellern sammelten, auch davon entging ihnen noch das meiste. Diesen Zusätzen könnte ein gewisser Wert zugesprochen werden, hätten beide jeweils ihre Quellen angegeben. So könne man „weder die gegebenen Nachrichten prüfen noch viel weniger neueren und interessanteren auf die Spur kommen“. Ungefähr gleichzeitig erschienen die Arbeiten Holzners, 1776 eine *Dissertatio historica de religione primorum Ducum Bojoariae usque ad D. Ruperti adventum*, 1777 eine *Dissertatio historica de statu religionis christianae inter Bojos per prima quatuor secula*. Hier beweist Winter die offensichtliche Unzulänglichkeit aus der Mentalität des Verfassers und wendet damit ein Kriterium an, dem wir auch im folgenden wieder begegnen werden. Mit feiner Distinktion zeigt er, worauf es Holzner hätte ankommen müssen und gibt ein Gutachten ab, das nicht nur seine wissenschaftliche Sicherheit bekundet, sondern auch nach Inhalt und Form als musterhaft zu bezeichnen ist. Nach Winters Urteil „muß es der Freund der Wahrheit bedauern, daß er gierig alles zusammen raffte, was sich ihm darbot, ohne das Wahre von dem Unzuverlässigen oder offenbar Falschen zu sondern, daß er mehr darauf ausging, von dieser Periode Vieles, als Wenig und Gesichtetes zu liefern, daß er bei den Nachrichten so wie bei den Dokumenten die Feile der Kritik zu wenig ansetzte, daß er den zuverlässigsten andere von sehr verdächtigem Inhalte an die Seite stellte, oft aus einer unreinen Quelle trübes Wasser schöpfte und selbst aus den reinen zu Zeiten mehr ableitete, als darin enthalten ist“.

Obwohl sich im vorliegenden und in andern Werken Winters Belege genug finden für diese Schwächen Holzners, bringt er gleich in diesem Zusammenhang ein Beispiel. Aus den Worten des Apostels Paulus (Röm 10,18): „In die ganze Welt ist ihr (der Apostel) Schall gedungen“ will Holzner den Schluß ziehen, Baiern habe, „weil es auch in der Welt, und zwar in der römischen lag, schon zu Zeiten der Apostel und ehe Petrus nach Rom kam das Licht des Evangeliums erhalten“. Aber auch diesem Manne möchte er durchaus gerecht werden und versichert, er wolle mit der „eben gemachten Rüge“ keineswegs Holzners Schrift allen Wert absprechen. Sein Fleiß sei unverkennbar. Wenn er bisweilen vom Ziele abirrte, so sei dies das Los aller Sterblichen und ihm um so leichter zu verzeihen, als er durch eine ganz unbekannte Gegend wanderte. Dieses Zugeständnis macht er, nachdem er bereits vor dem Ansatz der wenig günstigen Kritik anerkennend hervorgehoben, daß Holzner einen Schritt wagte, den vor ihm keiner gewagt hatte. Er sei bis in das „graue christliche Altertum“ zurückgedungen. Er habe ein Bild entworfen, das uns schon durch die Neuheit des bislang unbearbeiteten Stoffes Interesse abgewinne. Am Ende stellt er noch zu Holzners Gunsten fest, sein Werk sei im 18. Jahrhundert der erste und zugleich letzte Versuch dieser Art gewesen, nämlich „in die älteste und dunkelste Periode Licht zu rufen“.

Wir sahen: Bei aller kritischen Haltung ist sich Winter stets der Notwendigkeit einer gewissen Hochachtung vor den Leistungen der Vergangenheit bewußt. Und schon zu Beginn der Würdigung der Vorarbeiten

gibt er grundsätzlich zu erkennen, daß er es an der gebührenden Pietät nicht fehlen lassen wolle. Eine Arbeit in dem Ausmaß der seinen liege zwar noch nicht vor. Auch der Versuch, eine solche Kirchengeschichte zu schreiben, sei öfter als einmal gescheitert. Aber man verkenne deswegen die Verdienste verschiedener Schriftsteller nicht, die sich um die Darstellung der Geschichte eines oder mehrerer Bistümer des Vaterlandes bemühten und so „zu dem ganzen Gebäude die Steine lieferten“. Wörtlich fährt er fort: Diese Vorarbeiten sollen vielmehr mit allem Danke genannt und dem Publikum vorgeführt, dann aber ihr Wert näher angegeben werden.

Im Laufe der eigentlichen geschichtlichen Darbietung richtet Winter zur Durchführung der Quellenkritik sein Auge vor allem auf das Alter, auf die Entstehungsverhältnisse und die Beschaffenheit, auf die wichtigsten Formalien der Quellen und auf die Mentalität des Verfassers. In der Erörterung der Maximiliansfrage begründet er den geringen Anspruch, den die herkömmliche Erzählung vom Martyrium des Heiligen auf Glaubwürdigkeit erheben kann, in erster Linie damit, daß sie erst dem 13. Jahrhundert entstammt (S. 81, 109). So steht er ganz auf dem Boden jener älteren Historiker, auf die wir uns bis heute in dieser Frage stützen²⁵). Als ein weiteres Argument gegen die Glaubwürdigkeit dieser Nachrichten führt er die „schwülstige Sprache“ an (S. 81). Während sich die geschichtliche Kritik, wie Winter sich ausdrückt, gegen die Lebensbeschreibung Maximilians so manche und gerechte Einrede erlaubt (S. 82, 108, 146), besitzen wir für die Martyrerbischofe Quirin von Siscia und Viktorin von Pettau Dokumente, die, von allen Seiten überschaut, die Feile der Kritik aushalten. Unter Hinweis auf seine Vorarbeiten kann er sich bei der Schilderung der letzten Schicksale Quirins auf alte, ungefähr gleichzeitige, ungetrübte Quellen berufen (S. 119). In der fünften Abhandlung beschäftigt er sich dort mit der Quellenlage für dieses Martyrerleben²⁶). Hier gibt er einen kurzen Auszug aus dieser Abhandlung wie immer, wenn er sich auf eigene Vorarbeiten beziehen kann, und fast im gleichen Wortlaut. An ungefähr gleichzeitigen Quellen finden wir des Dichters Prudentius siebten Hymnus aus seinem Buche Peristephanon und die Chronik des Eusebius in der freien lateinischen Bearbeitung des Hieronymus. Aus dem 6. Jahrhundert begegnet uns der Dichter Venantius Fortunatus mit einem Hymnus aus seinem achten Buch. Die Schilderung selbst aber entnimmt er hier den Akten des Surius, „weil sie über die letzten Tage Quirins das meiste Licht verbreiten, anderen angezeigten Quellen aber an der Ächtheit nicht nachstehen, vielmehr von denselben Bestätigung erhalten“. In den Vorarbeiten war dafür der Beweis erbracht worden²⁷). Dort hatte er auch die Beziehungen zwischen den ungefähr gleichzeitigen Quellen und den von Surius aus „alten Handschriften“ veröffentlichten Akten aufgedeckt. Winters Ergebnisse kommen nahe an die Feststellungen der neuesten Forschung heran. Davon, daß Berichte über das Auffinden der Leichen von Blutzeugen meist spätere Zutaten sind, hat allerdings Winter noch keine Kenntnis²⁸). Für Viktorin (S. 82) beruft er

²⁵) Tomek a. a. O. 29.

²⁶) I 217 ff.

²⁷) Ebd. 227 ff.

²⁸) Vgl. Z i b e r m a y r Ignaz, Noricum, Baiern und Österreich, München und Berlin 1944, 23 f.

sich auf die vierte Abhandlung seiner Vorarbeiten²⁹⁾, wo er sich auf das Zeugnis des Hieronymus (*De viris illustribus* 74) stützt, wie heute noch geschieht³⁰⁾.

Wie sehr Winter sich Rechenschaft gibt über das Alter der Quellen, ihre Entstehungsverhältnisse und die Mentalität des Verfassers, ist aus den drei aufeinanderfolgenden Absätzen zu ersehen, in denen er den allzu frühen Ansatz der Ausbreitung des Christentums in den von ihm behandelten Territorien bekämpft, in den Paragraphen 12, 13 und 14 (S. 54 ff.). Im ersten Absatz stellt er dem Ahnenstolz weltlicher Staaten den kirchlicher Kreise gegenüber, indem er nach der Schilderung des ersteren schreibt: Eine ähnliche Gattung Ahnenstolz ist es, wenn christliche Gemeinden, von frömmelnder Eitelkeit geleitet, sich durchaus ein hohes Alter aneignen und ihren Ursprung auf einen Apostel oder wenigstens auf einen Schüler derselben zurückführen wollen.

Bevor er aber auf die Verhältnisse in dem durch das Thema vorgezeigten Raum eingeht, führt er einige analoge Fälle aus andern Ländern an, und zwar zunächst die Berufung der spanischen Kirche auf angebliche Gründung durch Jakobus d. Ä. Winter widerlegt diese Auffassung durch Hinweis auf Apg 12, 1—2, wonach Jakobus auf Befehl des Herodes Agrippa, der bald darauf, nämlich im Jahre 44, starb, enthauptet wurde, und somit vor dem traditionsgemäß erfolgten Auszug der Apostel zur Weltmission. Für einen Aufenthalt Josephs von Arimathäa in Britannien erfolgt Fehlanzeige entsprechender Quellen aus den früheren Jahrhunderten. Als ein ganz gewichtiger Beweis für die Richtigkeit seines Standpunktes gilt ihm die Tatsache, daß nicht einmal Beda Venerabilis etwas davon weiß. Und doch müßte man gerade bei diesem Geschichtsschreiber mit der Möglichkeit rechnen, etwas darüber erfahren zu können, sofern ein geschichtlicher Hintergrund vorläge, und zwar aus einem doppelten Grund. Einerseits war bei Beda die Voraussetzung dafür gegeben, daß ihm eine so wichtige Tatsache nicht entgehen konnte; denn er war „in Auffindung des Ursprungs seiner Kirche unermüdet“. Andererseits kann Winter von dem „in Hinsicht auf schwankende Nachrichten so leichtgläubigen Beda“ sprechen. Scharf wendet er sich dagegen, daß der Dominikaner Natalis Alexander in seiner *Historia ecclesiastica* solche Legenden über die Entstehung des Christentums für Gallien bringt, nämlich die provenzalischen Legenden, wonach Martha von Bethanien mit ihren Geschwistern Maria und Lazarus an der Rhönemündung zu Marseille gelandet sei und die Bewohner der Provence in der Lehre des Evangeliums unterrichtet habe. Desgleichen weist er die Legende zurück, die den Areopagiten Dionysius zum ersten Bischof von Paris macht. Bei dieser Gelegenheit rühmt er den Verfasser als einen „sonst mit den Regeln der Kritik vertrauten Mann“ und anerkennt seinen „sonst beinahe überall glücklich durchdringenden Scharfsinn“. Wohl war Winter nicht der erste, der den ungeschichtlichen Charakter dieser Erzählungen betonte. Es wurde erst in neuester Zeit darauf hingewiesen, daß es ohne Zweifel ein Verdienst des freilich wegen seiner entschieden aufklärerischen, antidogmatischen Einstellung sonst berüchtigten katholischen Kirchengeschichtsschreibers Caspar Royko ist, die besprochenen Legenden

²⁹⁾ I 174 f.

³⁰⁾ Tomek a. a. O. 33.

bekämpft zu haben³¹⁾. Aber immerhin ist seine Stellungnahme beachtenswert, wenn man bedenkt, daß noch am Ende des vorigen Jahrhunderts die Beweisführung des Bollandisten Jean Baptiste du Sollier Bejaher fand, von dem es heißt, er sei „mit großer Belesenheit und strenger Kritik“ für die Wirklichkeit der Anwesenheit Marias von Bethanien in der Provence eingetreten³²⁾, und daß noch Louis Duchesne im ersten seiner drei Bände *Fastes episcopaux de l'ancienne Gaule*³³⁾ gegen die provenzalischen Legenden vorgehen mußte und sich wegen dieser Zerstörung des Glaubens an die Apostolizität französischer Kirchen viel Anfeindung zuzog.

Im eigenen Raum, näherhin in Norikum ist es vor allem die Kirche zu Lorch, die seit langem auf apostolischen Ursprung Anspruch erhob. Winter beschäftigt sich damit im darauffolgenden Absatz. Er nimmt Stellung gegen Johann Heinrich von Falkenstein, der in seiner *Geschichte von Baiern* (1763) noch behauptete, bis dahin hätte kein Historiker daran gezweifelt, daß die christliche Religion in Norikum und den angrenzenden Ländern schon zu Zeiten der Apostel Wurzeln schlug. Zweitens tritt er Rogatus Holzner entgegen, der in seiner schon erwähnten, 1777 erschienenen *Dissertatio historica de statu religionis christianae inter Bojos per prima quatuor secula* ganz der Auffassung Falkensteins beipflichtete und das gesamte zugunsten dieser These sprechende Material sammelte. Den näheren Beweis führt er unter Berufung auf die erste Abhandlung seiner Vorarbeiten, die diesem Gegenstand gewidmet ist³⁴⁾. Den Hauptgrund aber für die Unhaltbarkeit der vor Holzner auch von andern aufgestellten Behauptungen sieht er wiederum in dem allzu großen zeitlichen Abstand der Quelle von den Begebenheiten und schließt diese Untersuchung ab mit der bewußt sicheren Erklärung, daß es dem betreffenden Dokument „am Alter, dessen Urheber aber am Ansehen gebricht, weil beide von der in Frage stehenden Tatsache weit über ein Jahrtausend entfernt und also viel zu jung sind, um dasselbe beglaubigen zu können“. Seine Stellungnahme gegen Holzner rechtfertigt er zudem in dem letzten dieser drei Absätze durch eine ganz eindeutige Charakteristik. Unter teilweiser Wiederaufnahme einer schon oben zitierten Würdigung bezeichnet er ihn als „mit der strengen Kritik nicht vertraut und bemüht, von der dunklen Periode Vieles zu sagen“. In diesem Absatz zieht Winter gegen die Annahme eines gleichzeitigen „Aufblühens“ des Christentums auch in Rätien bzw. Vindelizien zu Felde. Er weist die Legende von dem angeblichen Petruschüler Prosdokimus, von seiner Tätigkeit in Rätien zurück, die Holzner für geschichtlich hielt. Die Quellen, auf die der falsche Glaube sich stützt, kann er nur als „morsche Stützen“ bezeichnen. Der eine beigezogene Autor, Petrus de Natalibus, weist zu großen zeitlichen Abstand auf, als daß er die Wahrheit berichten könnte. Das ebenfalls als Quelle namhaft gemachte Brevier von Padua lehnt er, eine Spezialität seines liturgiegeschichtlichen Forschungsgebietes berührend³⁵⁾, a priori ab, „da das Brevier überhaupt von Mißgriffen gegen die historische Kritik strotzt“. Ebenso rechnet er ab mit andern von Holzner aufgenommenen „Sagen“, die sich auf die Christianisierung von Vindelizien durch angebliche Petruschüler im ersten Jahrhundert beziehen.

31) Zinke a. a. O., Teikdruck 67.

32) Kaulen Franz, Maria im Neuen Testament, in KL², Neue Subskription 8, 738.

33) Paris 1907, 321 ff.

34) I 23.

35) Vgl. Vierbach a. a. O. 216 ff.

Winter macht noch eigene Kriterien namhaft zur Beurteilung der Echtheit und Glaubwürdigkeit einer Quelle, welche die bereits angegebenen — Entstehungsverhältnisse, Alter, Mentalität des Verfassers — näher bestimmen. Er spricht von zwei „Merkmale der Schriften des früheren Zeitalters und der Redlichkeit des Erzählers“. Diese sind „Kürze und edle Einfach“ (S. 114).

Die beiden Kriterien wendet er ausdrücklich bei der Untersuchung der Lebensbeschreibungen des Martyrers Florian an (S. 114). Von den vier Überlieferungen, die Pez in die schon erwähnten *Scriptores rerum austriacarum*³⁶⁾ aufgenommen hat, gibt er der an erster Stelle publizierten, ältesten den Vorzug. An die Ergebnisse der neuesten Forschung kam er freilich noch nicht heran³⁷⁾. Man sieht heute in der Leidensgeschichte des Bischofs Irenäus von Sirmium eine Vorlage für die Florianlegende. Dieser Zusammenhang bildet einen plausiblen Beleg für die Legendenbildung in der Römerzeit. Sirmium, die Hauptstadt Illyriens, war bei der Zugehörigkeit Norikums zur Diözese Pannonien zugleich die Mutterkirche von Lauriacum, dem heutigen Lorch. So wurde hier die Leidensgeschichte des obersten kirchlichen Hirten bekannt. Damit aber erwachte zugleich der Wunsch, nach diesem Vorbild ein Schriftstück über den Martertod des einheimischen Heiligen zu verfassen. Daran wird jedoch mit Nachdruck festgehalten, daß die Legende Florians in ihrer Grundlage durchaus selbstständig ist. Eine weitere neuere Feststellung ist diese: Die Angabe des Wassertodes bzw. Wassergrabes ist nicht etwa eine spätere Erfindung, sondern deutet auf Entstehung der Legende in römischer Zeit hin, bildet daher einen Beweis für ihre Glaubwürdigkeit. Gleichzeitig aber ist die Legende Florians nicht. Ungefähr ein Jahrhundert nach dem Ereignis wird sie angesetzt. Bleibt Winter auch hinter diesen neuen Ergebnissen zurück, seine Bemühungen um eine einigermaßen wahrheitsgetreue Darstellung sind beachtenswert. Im übrigen darf nicht übersehen werden, daß die Legende noch in unserem Jahrhundert die Forscher geteilter Meinung sein läßt³⁸⁾.

Die exakte Art Winterscher Quellenkritik und -interpretation tritt uns in zwei Untersuchungen entgegen, die wir geradezu klassisch nennen dürfen. Bei der einen handelt es sich um das schon erwähnte sog. Regenwunder unter Kaiser Markus Aurelius (S. 65 ff). Es wurde bereits ausgeführt, wie es Winter auch in diesem Falle Erfüllung fachlicher Verpflichtung war, auf die primären Quellen zu kommen und diese auszuwerten. Die von ihm vorgelegten „ältesten und ansehnlichsten“ Zeugnisse analysiert er mit vorbildlicher Sorgfalt und interpretiert er mit auf empirischem Vorgehen aufgebauter Sachlichkeit. Dabei kommt ihm auch sein pragmatischer Blick zugute. Er sieht die entwicklungsmäßigen Zusammenhänge. Diese durchaus geschichtliche Einstellung schließt eine Abhängigkeit von zweckwidrigen Maßstäben aus. Neben der Sprache der Quellen ist ihm die Unmöglichkeit der chronologischen Einordnung ein Hauptargument gegen die dem natürlichen Vorgang gegebene übernatürliche Deutung. Mit einem nach der Schlacht im Jahre 174 erlassenen kaiserlichen Verfolungsverbot erscheint

³⁶⁾ I (1721) 35—62.

³⁷⁾ Vgl. Z i b e r m a y r a. a. O. 18 ff.

³⁸⁾ Vgl. T o m e k a. a. O. 30 f.

nach Winter die „von demselben Kaiser im Jahre 177 unternommene Verfolgung“ nicht vereinbar. Ist nun auch die zitierte Formulierung geschichtlich nicht aufrechtzuerhalten, weil der Kaiser kein besonderes Verfolgungsedikt erlassen hat, so kann doch die unmittelbare Folgezeit nicht als verfolgungsfrei bezeichnet werden. Ein kaiserliches Reskript vom Jahre 176 bedrohte die Erregung des Volkes durch Einführung neuer Religionen mit Verbannung bei Vornehmen und mit Hinrichtung bei Niederen. Die Anwendung dieses Reskripts auf die Christen lag nur zu nahe³⁹⁾. Wenn aber der Kaiser die damalige Befreiung von Hitze und Durst durch den Gewitterregen wirklich ganz zugunsten der Christen gebucht hätte, könnte man sich einen derartigen Erlaß bereits zwei Jahre später schwer erklären. Auch hätte die bald darauf einsetzende große Verfolgung zu Lyon⁴⁰⁾ unter solcher Voraussetzung unterbunden werden müssen. Mutatis mutandis kann also Winter recht gegeben werden. Sein methodisches Verfahren führte zu einem richtigen Schluß. Zudem kann er nicht nur beweisen, daß die Heiden nicht an ein durch das Gebet der Christen bewirktes Wunder glaubten, er kann in den Zeugnissen, die von christlicher Seite in Betracht kommen, auch keinen festen Glauben daran finden. Von den „ältesten und ansehnlichsten“ Zeugen stellt Tertullian im fünften Kapitel seines Apologetikums bei dem Bericht über einen Brief des Kaisers an den Senat betreffs des Sieges das „durch christliche Soldaten geschehene Wunder“ in Zweifel. Er fügt das Wort forte bei⁴¹⁾. Der zweite Zeuge, Eusebius, beginnt die Erzählung des Ereignisses im fünften Kapitel des fünften Buches seiner Kirchengeschichte mit der stereotypen Formel logos echei. Die gleiche Ungewißheit bringt er am Ende zum Ausdruck, indem er es dem einzelnen überläßt, davon zu halten, was er wolle. Die ganze Untersuchungsmethode, die Auswahl der Quellen und ihre Darbietung, beweist zur Genüge, daß Winter mit echtem sensus historicus begabt war. Im Gange der Forschung kommt seiner Stellungnahme um so mehr Verdienst zu, als die Unsicherheit bzw. Unrichtigkeit in der Lösung dieses Problems noch lang andauerte⁴²⁾.

Die zweite Untersuchung, die wir als besonders gut gelungen erwähnen wollen, hat das Afraproblem zum Gegenstand. Die Bemühungen Winters um seine Klarstellung und Lösung in der sechsten Abhandlung seiner Vorarbeiten⁴³⁾ fanden seither die gebührende Beachtung⁴⁴⁾. Auf Grund dieser Abhandlung kommt er in vorliegender Kirchengeschichte im wesentlichen zu folgenden Feststellungen. Nur das Martyrium also solches steht geschichtlich fest. Von der Tatsache, daß Afra um des Glaubens willen das Leben hingab, müssen die Umstände, unter denen sie die aus späterer Zeit stammenden Akten leiden lassen, streng gesondert werden (S. 124). Fast jedes Blatt der Bekehrungsakten liefert, wie Winter sich ausdrückt, einen neuen Beleg für die auffallende Leichtgläubigkeit des Verfassers. Als ein besonderes Beispiel nennt er „die mit einer Miene voll Ernstes weit-

39) Bihlmeyer Karl, Kirchengeschichte I², Das christliche Altertum, neubearbeitet von Hermann Tüchle, Paderborn 1951, 84.

40) Ebd.

41) Vgl. auch Tomek a. a. O. 26.

42) S. Hergenröther Joseph, Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte I², Freiburg 1879, 89; Brück Heinrich, Lehrbuch der Kirchengeschichte, Mainz 1888, 44.

43) I 255 ff.

44) Hefele Karl Joseph von, Afra, in KL², Neue Subskription 1, 299 f; Bigelmair a. a. O. 177 f.

schweifig erzählte Unterhandlung des Bischofs Narciß mit dem Satan und die Erlegung eines Drachen durch letzteren“ (S. 123 f). Ein anderes Mal bezeichnet er diese Akten als „die Geburt einer außerordentlichen Leichtgläubigkeit“ (S. 192). Im ersteren Zusammenhang weist er auch darauf hin, daß er bei den Leidensakten der Mutter und der Mägde der Heiligen Widersprüche aufdecken konnte (S. 124). Ein Vergleich der hier niedergelegten Ergebnisse Winters mit der neuesten Darstellung läßt unschwer erkennen, daß sie nachwirken⁴⁵⁾.

Die von Winter angewandte Methode entspricht ganz seinen Grundsätzen, wie er sie in dem 1814 zu München erschienenen Lehrbuch der Patrologie (S. 11) darlegte. Die Entnahme eines Beweises aus schriftlichen Zeugnissen knüpft er an Bedingungen, die sich mit den allgemeinen Forderungen der Quellenkritik und -interpretation decken. Es müsse untersucht werden, „ob dieses Zeugnis echt sey; dann, ob derjenige, der es ausstellte, wirklich Glauben verdiene, und endlich, welches der echte Sinn davon sey“.

So nimmt Winter vor allem auch durch seine Quellenkritik und -interpretation eine Ausnahmestellung unter den katholischen Kirchengeschichtsschreibern der Aufklärungszeit ein. Die Quellenarbeit leidet bei ihnen unter der oben angegebenen Zielsetzung. Es soll lediglich eine kurze, praktisch leicht verwertbare Übersicht über die ganze Kirchengeschichte geboten werden. Sie kommen deshalb zu keiner Auseinandersetzung mit den Quellen. Wohl erkennen sie die Notwendigkeit der historischen Kritik an und bringen in ihren Einleitungen ganze Absätze darüber. Aber in den Ausführungen spürt man wenig davon. Man begnügt sich im allgemeinen mit einer Aufzählung von Namen ohne Stellungnahme. Den Schwierigkeiten, die sich hinsichtlich der Echtheit, Glaubwürdigkeit und Überlieferung der Quellen ergeben, geht man aus dem Wege⁴⁶⁾. In der Quelleninterpretation kommt die schon besprochene Anhänglichkeit an artfremde Kategorien, die das geschichtliche Arbeiten in jener Zeit schlechthin charakterisiert, sehr zur Geltung.

Der Gegenwerts wert unserer Analyse liegt sachgemäß in erster Linie im wissenschaftlich-historischen Bereich. Das Streben nach Wahrheit und die relative Genauigkeit der Quellenverarbeitung gestatten uns, von einer historischen Methode zu sprechen, die sich grundsätzlich nicht von der heutigen unterscheidet. Aber auch der praktisch-pastorale Bereich ist angesprochen. Dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechend war bei der Wahl des Themas und in der Ausarbeitung der Blick auch auf das Leben gerichtet und beabsichtigt, die Seelsorger einer legendensüchtigen und erscheinungswütigen Zeit zu bestärken im sachlichen Fühlen und Wollen, im geschichtlichen Sinn, im Dienst an der Wahrheit.

⁴⁵⁾ Ders., Die hl. Afra, in Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben, München 1952, bes. 19 f.

⁴⁶⁾ Scheffczyk a. a. O. 150.